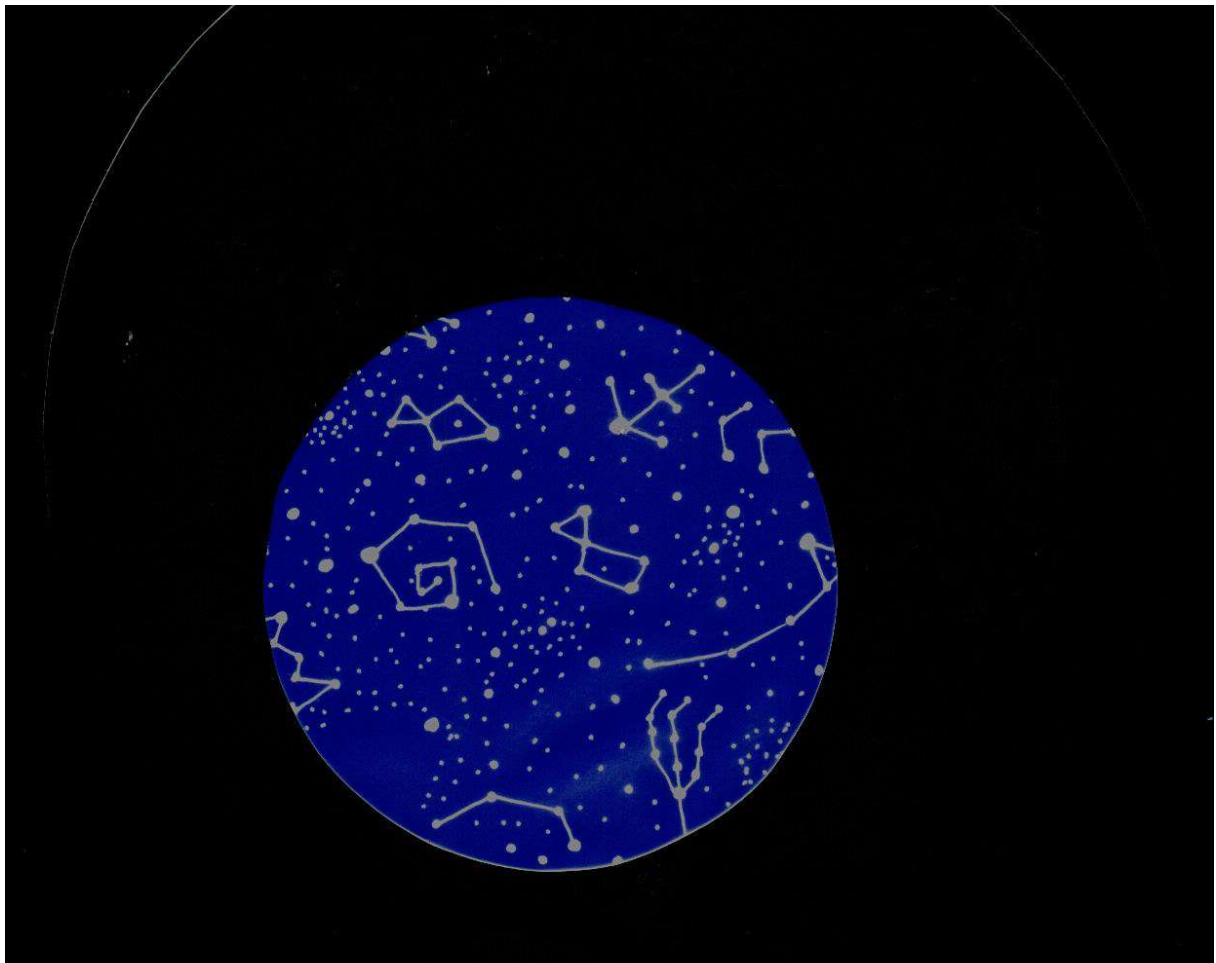


Bote von Cyrianor

Nr.6



Für die Monde von Einhorn und Wolf
im Jahr der Gestirne 423 n.P.

Seid begrüßt!

Eintreffschluß für den nächsten Spielzug (Widder/Falke 424 n.P.) ist am 9.8.04. Wie gehabt brauche ich bis dahin hauptsächlich den spieltechnischen Zug und zwar pünktlich!!! Kultur und Botschaften könnt ihr noch beliebig lange nachreichen.

Im folgenden Zug gibt es Einnahmen und ihr dürft rüsten. Unter eurem Reichsschatz findet ihr die von mir berechneten Nettoeinnahmen, welche ihr so komplett ausgeben könnt. Die Zahl setzt sich zusammen aus den Kf-Einnahmen, Einnahmen aus Ansiedlungen und den Abzug durch Truppen- und Bauwerksunterhalt. Überprüft sie wenn ihr wollt, ist auch eine Kontrolle für das neue Programm. Wenn ihr aber eine Differenz feststellt und einen anderen Wert ermittelt, nehmt nicht stillschweigen euren, sondern teilt mir das Problem mit, sonst streiche ich euren als falsch, basta.

Bedenkt, dass ihr nur in Höhe eurer Rüstkapazität rüsten könnt. Wer will kann im Einnahmemond noch passende Punkte bauen, aber beachtet, dass die Rüstkapazität maximal so hoch wie die Bevölkerung gebaut werden darf.

Es bleibt weiterhin bei den reduzierten Reichweiten. Die Grenzziehung ist mir noch zu offen und Kriegsplanung wegen der 2-Monatszüge eh schon schwierig. Alternativ könnten wir die vollen Reichweiten nehmen, aber nur in einem der zwei Monate Bewegungen machen. Was meint ihr?

Evtl lasse ich demnächst einen Zug ausfallen, um wieder auf die aktuelle myranische Zeit zu kommen. Zhaketia hat das gerade getan und es wäre schön, wenn wir Gleichzeitigkeit erreichen und beibehalten könnten.

Bei den Karten sind die Bewegungen der Heere, die ich nachträglich per Hand verschieben mußte, nicht angezeigt. Das kommt zB bei Begegnungen, verschifften Truppen und falschen Zügen vor. Bei Wunsch kann ich euch auch Karten ohne die Bewegungen liefern, dann könntet ihr dort zusätzlich oder alternativ zur Tabelle euren nächsten Zug reinmalen.

Aus dem gleichen Grund mag es zu falschen Sichtungen von Heeren kommen. Selbst wenn ich mich bemühe, wird mir da sicherlich mal was entgehen. Das ist auch in Ordnung, sporadische Fehler meinerseits simulieren Fehler eurer Untergebenen in der Spielwelt. ☺ Allerdings sind in der neuesten Programmversion die Sichtungen besser geordnet, so dass ich und auch ihr damit besser zurechtkommen solltet.

Ganz besonders hinweisen möchte ich euch auf die beiden letzten Seiten dieses Boten, die die Einladungen für das Tübinger Treffen im September enthalten. Ich hoffe möglichst viele von euch dort zu sehen.

Bei Rückfragen mailt einfach, keine falsche Scheu.

tschüß
Thomas

Wichtige email-Adresse: Vorstand: vorstand@myra.de Spielervertreter: dirk.linke@epost.de.

Myra im Netz: www.projektmyra.de, Forum: <http://myraforum.de.vu/>

Impressum: Der Bote von Cyrianor ist ein internes Organ des Vereins der Freunde Myras eV. für die Teilnehmer an der Simulation von Cyrianor in Welt der Waben (WdW) und wird nicht separat verkauft. Verantwortlich für den Inhalt sind die einzelnen Autoren. Herausgegeben von Thomas Willemsen, Kohlerhof 6, 79211 Denzlingen, daehsquinn@aol.com im Juli 2004. Alle Rechte der (nichtkommerziellen) Veröffentlichung liegen beim Verein der Freunde Myras

und das Kampfgeschehen verlagert sich in den Machairas Cyrianors. Dort machen mehrere Heere die Bekanntschaft mit ganzen Heerscharen riesiger Insekten. Wer oder was diese Wesen antreibt und leitet blieb unsichtbar, wie geistlose Maschinen stürzten sich die Monster auf ihre Gegner. Dabei waren sie nicht ohne taktische Finnessen, über lange Zeit nutzten sie Natur und Gelände für sich, während sie selbst zunächst Abstand hielten.

Friedlich bleibt es dagegen in Kra'Tak, dem Reich der drei Könige. In Skarr leckt man seine Wunden und die Wolfsreiter verzichten vorerst auf weitere Vorstöße nach Selerion, wo man über das Ausbleiben recht überrascht, aber sicherlich nicht verärgert ist. In Ko'orr sind zahlreiche Heere unterwegs, wobei die Suche nach freiem Land nun schwierig wird und gerüchteweise fühlt sich König Ka'Tarr zwischen seinen Brüdern recht eingeengt. Auch an Xervas Grenzen bleibt es friedlich, doch ist an beiden Fronten die Spannung groß.

In Nor-I-Narlon ist man schlichtweg sauer auf die Xervs, wegen deren Angriff auf liebliche kleine Insel ophis des Sumpfes. Wie man hört plant König Relcon eine große Anrufung Reichsgottes Norrytton, um die Eindringlinge zu vernichten.

Auch in Adalizien ist kein Schlachtgetümmel zu vernehmen, obwohl man sich nun wohl im offenen Krieg mit Kassar befindet. Heere der Grauzwerge aus Dwonagor dringen von Peristera her in die Wälder ein, während gleichzeitig auf der anderen Seite des Reiches die Grenze zu den Termiten abgesteckt wird. Zwischen den Cheykell und Tareth-Quan gibt es einige Grenzbegradigungen, ansonsten wendet sich Uba verstärkt dem Handel zu, während die Gogh ihre Truppen an der Machairas-Grenze sammeln.

Kassar wird auch von anderer Seite bedrängt. Im ophischen Bergland wachsen gelbe Türme aus dem Boden und die Druiden des Weißen Rates erscheinen, um das Land in Besitz zu nehmen. Vielleicht hätten die Dunklelfen nicht so achtlos mit den Warnungen des Nachbarn umgehen sollen.

Auch Artris hat Probleme mit dem Land der Gelben Türme. Anscheinend ist das selbsternannte Land ohne Heere kein so leichtes Opfer wie erwartet, zumindest stießen die Krieger und Reiter von König Felix auf erbitterten Widerstand und mußten schwere Verluste einstecken.

Aus Toq Noar, der womöglich größten Stadt der Welt, dringt wenig neues. Die alte Stadt lebt wie stets vor sich hin, brodelnde Massen von Einheimischen und Fremden füllen die Straßen und die unzähligen kleinen und große Märkte.

So langsam erwachte auch der Klados Cyrianors aus seinem Schläfe. Die Termiten breiten sich in ihrer heimischen Steppe weiter aus, doch ihr Interesse an anderen Völkern bleibt gering. Auch die Heijm vergrößern ihr Reichsgebiet, hat aber anscheinend noch Respekt vor dem großen Dschungelgebiet. Dagegen bleibt das geheimnisvolle Reich Kärathák weiterhin im Verborgenen.

Am Ende des Jahres verschwand der Komet, in dem viele einen Unglücksboten sahen, vom Himmel Cyrianors. Manch einer sagte, er sei in das tiefe Meer nahe der Insel gestürzt und es werde eine gewaltige Flut kommen. Die Weisen aus Kärathâk behaupten, der fallende Stern künde von der Geburt eines neuen Gottes, doch der Träumer wußte, dass die Zeit noch nicht gekommen war. Nur der noch immer stetig leuchtende Delfinstern kündete davon, dass das Jahr der Gestirne auch auf die Zukunft seine Schatten werden werfen würde.

Auf der Suche nach Beute kreiste ein Adler über die höchsten Gipfel Cyrianors. Seine Augen sahen weit, doch nicht so weit wie die Augen des Träumers. Das nächste Jahr werde im Zeichen dieses prächtigen Tieres stehen, hatten die Astronomen verkündet. Was bedeutete das für die Zukunft?

und der Traum geht weiter ...

Höret!

Oh höret ihr Wesen Myras, die Zeit wird kommen! Die Sterne verkünden seine Geburt, dies ist der Augenblick in dem er die Welt betritt. Aus den Tiefen des Meeres zu den Höhen der Berge, wo sie schlüpfen wird im Tempel ihres Vaters. Es ist wie ein Spiegel, ein Apfel und ein Küken. Der Weg des Letzten Gottes führt über die Meere Myras und niemand kann ihn aufhalten, der es nicht versucht.

Oh höret ihr Wesen Myras, das Jahr der Götter wird kommen! Der Göttervater wird fallen, der Gebannte wird das Knie beugen, das Gleichgewicht wird wanken, die Feuerzwillinge werden verlöschen, der Schlangengott wird seine Macht einbüßen, der Donnerer wird ernüchtert werden, das Urböse wird ihr Gewissen finden, die Erdmutter wird verdorren, dem Nekromantengott wird ein Kind geboren.

Oh höret ihr Wesen Myras, Chela ist nah! Die Flotte vor dem Tor nach Innen, der Dämon aus der Tiefe zum Schutz, das Ei in der Grotte wird abgeholt, Piraten die im Weg sind, in alle Winde verweht, drei Tempel der Finsternis wenn die Geburt endlich naht, ein Land aus Eis als Schule gedacht, eine verlorene Insel den Aufstieg sieht. Die Macht der Schildkröte wird erwachen! Die Zeit ist nah!

Elanthir von Selerion an König Skratek von Skarr

König Skratek, was erfüllt Euch mit solch Bitterkeit, dass Ihr vehement und gewaltsam über unsere Grenze drängt? Ist es Habgier? Oder nur Hass? Oder Blutdurst, den Ihr mit Euren Wölfen teilt wie Euer Lager? Selerion ist ein friedliebendes Land, und noch bieten wir Euch eine friedvolle Koexistenz an, unter dauerhafter Wiederherstellung der Grenzen, wie sie vor Beginn der Aggression bestanden. Doch verwechselt nicht friedvoll mit arg- oder wehrlos.

Elanthir von Selerion

Nur ein Dieb (1)

Talek war spät dran. Fast schon zu spät. Ein halb ausgesprochener Fluch löste sich von seinen Lippen als er versuchte sein schnelles Vorwärtshasten weiter zu beschleunigen. Dabei drückte er sich in jeden ihm sich bietenden Schatten in Hauseingängen oder Toreinfahrten. Er wußte dass ihm dies bei gut ausgebildeten Verfolgern nicht viel nützen würde. Aber vielleicht würde es ein wenig Zeit bringen. Mit etwas Glück würde er aber auch nicht verfolgt werden. Aber ihm war klar, dass ihm das Glück noch niemals hold gewesen war. Ein weiterer Fluch. Diesmal nahm er sich den Atem ihn zu vollenden. Nur schnell weiter!

Wie er diesen Nebel hasste. Wie er diese ewig von Nebel verschleierte Stadt hasste. Und jetzt mit der Dunkelheit der Nacht wurde alles noch viel schlimmer. Wie lange hatte er weder Sonne noch Sterne gesehen? Er wußte es nicht! Er versuchte sich zu erinnern, schalt sich aber gleich einen Narren. Konzentrier dich! Konzentrier dich auf deine Aufgabe! Lass dich nicht ablenken. Er drückte das etwa ellenlange Bündel, dass er bei sich trug noch fester an seinen Körper. Dort vorne die enge Gasse. An ihrem Ende begannen die Klippen, die zum Meer hin steil abfielen. Dort begann auch der kleine Pfad, der sich in beträchtlicher Höhe über dem Meer quer durch die Klippen wand und dabei einen guten Teil der Stadt umrundete. Dort wartete ein Kontaktmann zur festgesetzten Zeit. Falls er noch wartete. Die vereinbarte Frist war fast abgelaufen. Er hätte gleich zum Treffpunkt gehen sollen und die Zeit nicht in Shalars Armen totschlagen sollen. Er hatte den Verfolgern Zeit geschenkt, viel zuviel Zeit geschenkt. Er dachte an Shalar, an die vielen Stunden, die sie miteinander verbracht...Was war denn nur los? Er konnte sich nicht auf seine Aufgabe konzentrieren! Dabei hatte er bereits Blätter des Spiristrauches gekaut. Sie machten den Kopf normalerweise frei und hatten bisher zu keinen unerwarteten Wirkungen geführt. Was war da nur in seinem Kopf, was ihn ablenkte? Er hatte den Beginn der Gasse fast erreicht. Nur noch diese Strasse überqueren und dann in der Gasse verschwinden. Lauter werdene Stimmen und die Geräusche von Schritten rissen ihn aus seiner Grübeleien. Er drückte sich fest in eine Mauernische eines groß aufragenden Gebäudes, dessen obere Stockwerke im allgegenwärtigen Nebel verschwanden.

Von links näherte sich ein Lichtschein, der von mehreren rußig brennenden Fackeln verursacht wurde. Eine Gruppe von etwa einem Dutzend Personen schälte sich aus den Nebelfetzen. Drei Aufseher, in den Farben und Zeichen eines der größeren Clans gekleidet, begleiteten etwa zehn mit Fußfesseln versehene Gefangene. Die Aufseher waren mit Peitsche und Schwert bewaffnet. Zwei der Gefangenen trugen große Fackeln während sich die Anderen mit schweren Ballen, offenbar Stoffe,

abmühten. Talek drückte sich noch enger in sein Versteck als diese Gruppe keine drei Schritte an ihm vorüberging. Er blieb auch noch einige Herzschläge lang stehen, als sie längst im Grau des Nebels verschwunden war und auch kein Lichtschimmer mehr zu sehen war. Erst dann nahm er all seinen schwindenden Mut zusammen und wagte er sich aus seinem Versteck. Und mit ein paar weit ausholenden Schritten verschwand er in der Gasse.

Einige Meter über ihm, genau über dem Standort seines Versteckes schloß sich mit einem kaum vernehmbaren Klicken eines der Fenster an dem hoch aufragendem Gebäude. Eine in einen dunkelgrauen Umhang gehüllte Gestalt mit schlohweissem Haar und Bart, beides sorgfältig gestutzt, trat von dem Fenster zurück. Ihr fragender Blick richtete sich auf eine zweite, in dunkle Seide gekleidete und mit zwei langen Dolchen bewaffnete Gestalt, die sich gerade von einem der anderen Fenster gelöst hatte und so aufgefordert, das Gespräch begann.

„Ja, das ist er. Talek, ein Auftragsdieb. Hat sogar einiges Talent. Ich verfolge seine Karriere schon einige Zeit. Sollen wir ihn einkassieren? Meine Leute könnten ihn binnen einer Minute....“

„Nein. Lasst ihn seine Ware abliefern. Ich will wissen wer dahinter steckt.“ Der Bärtige sah bei diesen Worten auf und fixierte sein Gegenüber mit kalt wirkenden schwarzen Augen.

Der Bewaffnete unterdrückte ein Schlucken und sagte hastig: „Dann greifen wir ihn bei der Übergabe an seinen Kontakt in den Klippen?“ Der Bärtige schien die Frage überhört zu haben, drehte den Kopf ein wenig zu den Fenstern und entliess so den angespannt wirkenden Bewaffneten aus seinem direkten Blick. Der Bärtige sah lange aus einem der Fenster in die Dunkelheit und strich sich mit Daumen und Zeigefinger geistes abwesend über seinen Kinnbart. Schließlich wandte er sich wieder an den unruhiger werdenden Bewaffneten.

„Habt Ihr gute Leute da draussen?“

„Ja, genügend.“

„Dann lasst Talek seine Ware abliefern und verfolgt seinen Kontakt. Greift nicht ein. Ich will nur wissen wer dafür bezahlt.“

„Und die geraubte Ware? Wollt Ihr sie nicht wieder haben?“

„Das hat Euch nicht zu kümmern. Eure Leute sollen nur beobachten. Den Rest werde ich alleine erledigen.“

Bei dem scharfen Ton zuckte der Bewaffnete sichtbar zusammen und richtete seinen Blick schnell zu Boden.

„Ja, Erhabener. Euer Wort ist Gesetz.“

„Ihr könnt nun Eure Aufgabe fortführen, Ganian.“ Mit diesen Worten durchquerte der Graugewandete das Zimmer, öffnete neben einem kalten Kamin, in dem sich Aschereste türmten, eine kleine unscheinbare Tür und wandte sich noch einmal an den Bewaffneten.

„Und Ganian, entäuscht mich nicht.“

Darauf drehte er sich unvermittelt um und verließ mit tief in das Gesicht gezogener Kapuze den Raum, ohne den Bewaffneten noch eines weiteren Blickes zu würdigen.

Ganian blieb noch einige Augenblicke tief in Gedanken versunken stehen, folgte ihm dann aber hinaus. Auf der Strasse huschte Ganian hinüber zu der kleinen Gasse, in die Minuten zuvor Talek der Dieb verschwunden war und wurde von der nebligen Dunkelheit verschluckt.

Kunde von den Sternen

Worin über die Ursprünge des Wissens um die Sterne im Volk der CheyKell berichtet wird

Amlaar aus dem Hause Gehst

Amlaar aus dem Hause Gehst ist wohl der einzige Astronom („Sternenbeobachter“) von dem umfangreiche Fragmente erhalten sind (im Familienbesitz derer von Gehst soll sich gar ein vollständiges Exemplar der „Phänomene des Nachthimmels“ befinden). Dieser versuchte die Himmelserscheinungen mittels Messungen und Berechnungen zu ordnen und zu katalogisieren. Das bedeutendste Werk ist das schon oben erwähnte „Phänomene des Nachthimmels“, aus dem in späterer Zeit vieles abgeschrieben wurde. In diesem Werk werden auch erstmals die Sternbilder des machairischen Nachthimmels, und ihre Lage beschrieben.

(Wenn das Licht aufgeht) geht mit ihm auf von den peristerischen, der Mast in voller Länge und Segel, und auch die Spitzen der Ähre, von den ophischen der Delphin zur Gänze ; von den philiaeschen der Fischer und der Kopf der Seeschlange. Im Inneren Kreise jagt der Falke die Taube und im Lyehnos vergeht der Kopf des Affen.

Dieses Beispiel macht deutlich, wie genau nicht nur die Lage der Sternbilder zueinander, sondern auch ihre Auf- und Untergangszeiten bestimmt wurden. Die Einteilung des Sternenhimmels in Sternbilder war zu Zeiten Amlaars schon längst vorhanden, da sie die Voraussetzung dafür war, die Lage von Sternen am Firmament zu beschreiben, doch Amlaar war der erste CheyKell der einen

Katalog der Sternbilder verfasste. Diese Einteilung ist mit wenigen Veränderungen auch heute noch in Uba gebräuchlich.

Nun lag es nahe, die Sternbilder auf einer Karte einzutragen, wie beispielsweise Städte auf einer Landkarte. Amlaar verwendete hier zum einen einen Himmelsglobus, der aus einer einfachen Kugel bestand, auf der die Sternbilder eingetragen wurden. Andererseits ist Almaar auch als der Erfinder eines Gerätes namens „Spinnennetz“ bekannt. Diese war vermutlich eine flache Sternenkarte und somit ein Vorläufer oder besser Bestandteil der heute vielfach verwendeten „Ubanischen Sternenscheibe“.

Die Sternenscheiben von Uba

Eine ubanische Sternscheibe besteht aus einer Silberplatte, auf die in ein Koordinatensystem alle sichtbaren Sterne der machairischen Himmelshalbkugel in ebener Projektion eingetragen werden. Auf dieser Platte ist eine zweite Platte mit einem runden bzw. ovalen Ausschnitt aus DuraDras, der dem Horizont entspricht, so befestigt, dass sie um die Mitte drehbar ist. Am Rande beider Scheiben sind Skalen eingraviert, auf der unteren eine Datumsskala und auf der oberen eine Zeitskala.

Wenn man nun die obere Scheibe so dreht, dass die aktuelle Zeit auf der oberen Skala auf dem aktuellen Tag auf der unteren Skala zu liegen kommt, so kann man im Ausschnitt die zur Zeit gerade sichtbaren Sterne erkennen. Um die genaue Position der abgebildeten Sterne zu bestimmen, sind Himmelsscheiben zumeist mit zwei Zeigern versehen, mit deren Hilfe sich die Höhe und Position eines Sternes bestimmen lassen.

Umgekehrt lassen sich durch Einstellung der Zeiger die Sterne, wenn ihre Position bekannt ist, finden.

Oftmals sind die Sternscheiben noch auf der Rückseite mit Visiermarken versehen, so dass man die Höhe von Sternen messen kann, indem man die Sternscheibe an einer Schnur aufhängt, so dass sie senkrecht zur Erdoberfläche hängt, und mit den Visiermarken den Stern anpeilt. Dessen Stand am Himmel in Relation zur Zeit ergibt, auf einer Skala ablesbar gemacht, Auskunft über die geographische Breite des Beobachtungsortes. Der Astronom kann nun, wenn von den drei wichtigsten Beobachtungsgrößen Sternposition, Beobachtungszeit und geographischer Breite seines Standortes zwei bekannt sind, die Dritte berechnen. So kann er, wenn die Breite seines Standortes und die Zeit bekannt sind die Position eines Sternes bestimmen, oder wenn ihm Breite und Sternposition bekannt sind, die Zeit.

Auf Reisen diente und dient die Sternscheibe vor allem zur Bestimmung der Breite, und wurde daher von einigen anderen Völkern übernommen, ja noch um zusätzliche Funktionen erweitert.

Ein Sommer in Tarethien

Prolog

Zwei Monde waren vergangen, seit Grent el Garth in der großen Handelsstadt Uba san Draast an Bord der Sturmvogel gegangen war, um eine der gewagtesten und, wie viele meinten, auch aussichtslosesten Unternehmungen zu beginnen, von der man jemals jenseits der großen Wasser gehört hatte, die Suche nach den sagenumwobenen heiligen Hallen von Tareth Hall.

Die erste Etappe seiner Expedition, die Überquerung des Golfes von Tareth auf einer der einheimischen Handelskaravellen, war erfolgreich abgeschlossen. Es hatte sich als erstaunlich einfach erwiesen, eine Schiffspassage an diesen unwirtlichen Ort zu bekommen. Viel zu einfach, was ihm anfangs nicht so klar gewesen war. Offenbar unterhielten die Chey Kell wesentlich weitreichendere Handelsbeziehungen zu jenem geheimnisvollen Volk, das die Waldgebiete im Machairas bewohnte, als offiziell bekannt war. In den einschlägigen Seemannskneipen und Gasthäusern hatte er jedenfalls außer ein paar gut gemeinten Ratschlägen, die sich auf seinen letzten Willen bezogen, und einigen sehr phantasievollen Erzählungen von Monstern und Waldgeistern keine nennenswerten Informationen erhalten.

Den ersten Hinweis auf diese geheimnisumwitterte Stätte hatte damals ein mysteriöses Artefakt geliefert, ein Mitbringsel von einer seiner vielen Reisen, das sich seitdem in seinem Besitz befand. Nach und nach hatte der Abenteurer weitere Indizien für die Existenz dieses Ortes gesammelt, darunter ein paar handgezeichnete Karten, die seltsame Übereinstimmungen aufwiesen und eine alte Sage, zu der ihn die Erzählung eines sterbenden Juweliers geführt hatte.

Daß es schwierig und sogar gefährlich werden konnte, war ihm von Anfang an klar gewesen. Grent steckte das Messer weg, mit dem er die blassblaue Frucht geschält hatte und schaute mit finsterner Mine auf das langsam strömende Wasser des Flusses, an dem er kampierte. Schon oft hatte er sich in weitaus lebensbedrohlicheren Situationen befunden, doch bis jetzt war er sich immer über die Umstände im klaren gewesen, in die er sich freiwillig begab. Was jedoch hier vorging, war ihm ein Rätsel. Während er aß, ließ er die vergangenen Wochen noch einmal Revue passieren. Seine Gedanken kreisten um den Handelssegler, auf dem er die preiswerte Überfahrt erstanden hatte. Es war ein gutes Schiff gewesen, mit einer zuverlässigen Mannschaft. Sie waren unter sehr günstigen Winden ausgelaufen und hatten den Golf von Tareth innerhalb weniger Tage durchsegelt. Auf Merhedwai hatte Kapitän Rough Liguorne noch einige Fässer aufgenommen, um sie in der Mündung des Tarethaguar zu verkaufen, doch anscheinend besaß die Sturmvogel noch einen Geheimauftrag, über den der Kapitän nur hin und wieder sehr vage Andeutungen gemacht hatte, wenn sie in eines der vielen Gespräche über politische Verhältnisse und fremde Völker vertieft gewesen waren, an die Grent auch jetzt noch oft zurück dachte.

In der kurzen Zeit, die er auf der Sturmvogel verbracht hatte, schien sich eine Art von Respekt, wenn nicht sogar eine flüchtige Freundschaft zwischen den beiden Männern aufgebaut zu haben, und Käptain Liguorne hatte mehr als einmal versucht den Abenteurer für seine geheimnisvolle Mission anzuwerben.

Schon manches Mal in den letzten Wochen hatte Grent darüber nachgedacht, wo er sich jetzt wohl befinden würde, wenn er den Auftrag an Bord der Sturmvogel angenommen hätte. Und es hatte durchaus Momente gegeben, in denen er es fast

bereute, das Angebot des Kapitäns der Sturmvogel ausgeschlagen zu haben. Doch heute hatte dieser Gedanke eine ganz andere Wendung angenommen.

Es hieß, daß der Tyriaguar bis weit in den Phialae schiffbar war. Grent hatte während seines Aufenthaltes auf dem Schiff heimlich einen Blick auf die Seekarten seines Gastgebers werfen können, die in einer fremdartigen Sprache abgefasst war, und er hatte angenommen, daß das Ziel der Sturmvogel sich irgendwo dort an dem Oberlauf dieses Flusses befand. Nach seinen Berechnungen sollte die heilige Stadt jedoch an dem anderen Hauptstrom, dem wegen seiner heimtückischen Untiefen weit weniger gut schiffbaren Tarethaguar liegen. Nicht zuletzt deshalb und weil er lieber allein arbeitete, hatte der Abenteurer es dankend abgelehnt weiter auf der Sturmvogel mit zu segeln.

Der herzhaft, leicht bittere Geschmack der Frucht verschaffte Grent etwas Linderung. Die hämmernden Kopfschmerzen, die ihn seit einigen Tagen plagten, kamen in kräftigen Schüben und traten meist in der Mittagshitze und in der prallen Sonne auf. Das feuchtheiße Klima des Urwaldes zehrte an den Kräften des Seefahrers, dessen Körper ein kühleres Wetter gewöhnt war.

Während er sich am Ufer des breiten Stromes ausstreckte, hing sein Blick an dem verlassenen Schiffswrack, das etwa vierzig Schritt vom Ufer entfernt auf einer Sandbank festsaß. Der Schriftzug am Bug der kleinen Karavelle war gut zu lesen, auch wenn Teile des Rumpfes von innen heraus verkohlt zu sein schienen. Grent hatte keinen Zweifel, es handelte sich um die Reste der Sturmvogel, jenes Schiffes, das er vor etwas mehr als einem Mond verlassen hatte.

Er hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, was geschehen sein konnte. Offenbar hatte die Mannschaft den auf Grund gelaufenen Segler schon vor Tagen verlassen. Auch sonst war weder ein Mensch, noch irgendein Zeichen von Zivilisation hier zu entdecken, außer diesem verlassen in der Strömung ruhenden Wrack.

Grent fragte sich, ob es eine Art von Vorsehung war, daß sein Weg ihn gerade an dieser Stelle wieder an das Ufer jenes behäbig fließenden Stromes geführt hatte und schob sich ein weiteres Stück der köstlichen Frucht in den Mund. Nachdem er von Liguorne vor einigen Wochen mit dem kleinen Beiboot an der Küste abgesetzt worden war, hatte er als erstes versuchen wollen den Kontakt zu den merkwürdigen Einheimischen aufzubauen. Er hatte zunächst Wilde oder Fischer in dem kleinen Dorf vermutet, musste jedoch bald feststellen, daß auf die Ureinwohner keines von beidem zutraf. Es schien sich um einfache und sehr zurückhaltende, aber durchaus gebildete und kultivierte Leute zu handeln.

Mehrere Tage war er in dem kleinen Dorf geblieben, um die Sprache der Eingeborenen zu erlernen. Sie beherrschten neben ihrer Stammsprache auch noch einen ubanischen Dialekt, der auf den Überseeschonern gern gesprochen wurde, was die Verständigung sehr vereinfachte. Grent vermutete daher, daß Handelsschiffe hier des öfteren anlandeten, um Wasser und Früchte aufzunehmen. Er fand weiter heraus, daß sie einem Volk angehörten, das den schmalen Küstenstreifen bewohnte. Über das Landesinnere konnte er allerdings nichts von ihnen erfahren, was er nicht bereits wusste, außer daß dort eine Art seltsamer Götter leben sollte, die sie verehrten und die ihm gänzlich unbekannt war.

Welchen Grund mochte Liguorne gehabt haben, sein Schiff so weit in das flache Wasser dieses Flußarmes zu steuern, und woher rührten die Brandspuren?

Grent schloß die Augen und überlegte.

Er dachte an sein eigenes Ziel, an die heilige Stadt und an die Schätze, die dort darauf warteten von ihm entdeckt zu werden. Und er dachte an den Geheimauftrag der Sturmvogel, der ihn eigentlich nicht zu interessieren hatte und an das Schicksal der Besatzung und ihres Kapitäns. Es würde ihm keine Ruhe lassen, wenn er nicht wenigstens versuchte etwas Licht in die Sache zu bringen. Die Stadt würde auch

morgen noch dort sein und er nahm sich vor nicht zuviel Zeit bei seinen Erkundigungen zu verlieren.

Greent strich sich die Haare aus dem Gesicht und sammelte seine Gedanken. Gewissenhaft reinigte er die Klinge seines Messers von Fruchtresten und steckte es in die Stiefelscheide zurück. Mit einem Seufzen streckte er sich. Über die verschiedensten Vorgänge gut informiert zu sein konnte manchmal überlebenswichtig sein. Und vielleicht befand sich noch Ausrüstung oder Brauchbares in dem Schiffsrumpf, das zu bergen sich lohnen würde. Schnell verstaute er den Rest der Früchte in dem kleinen Tornister und machte sich auf den Weg zurück ins Lager, das er ein paar hundert Schritte weiter flussabwärts aufgeschlagen hatte.

Kapitel 1 Klosterleben

Der laue Frühsommerwind strich warm über den Bergkamm und das Leben in Ré-Leulun ging seinen gewohnten Gang. Dennoch war es stiller, als an den anderen Tagen. Unten auf dem Vorplatz spielten die Kinder und der Straßenstaub lag wie ein feiner Nebel in der Luft. Es war sehr warm für die Jahreszeit und wenn man es wusste, konnte man die Ferghay-Felsen auf der anderen Seite des Passes erahnen. Bruder Lamar hatte es sich oben auf den Zinnen des hinteren Wehrganges gemütlich gemacht und ließ seinen Blick durch das Tal schweifen, wie er es jeden Tag nach der Andacht zu tun pflegte. Im Hof ließ eine der Mägde versehentlich einen Eimer Wasser fallen und man konnte ihr leises Schimpfen vernehmen, als sie erneut die Pumpe bediente. Die Fensterläden des Hauptturmes glänzten in der Mittagshitze und hin und wieder trieb der Wind ein Gemisch von Holzkohlenrauch und dem Duft gebratener Gänse und verbranntem Schmalz am Mauerwerk hinab.

Lidegast war noch nicht lange hier. Er hatte jetzt das zweite Lehrjahr absolviert und würde erst nächstes Jahr für die Prüfungen zugelassen werden, aber das Leben hier im Kloster Ré-Leulun war ruhig und angenehm. Als er unten durch die kleine Tür am Bergfried auf den Felsvorsprung trat, blendete ihn die Sonne und er genoß die warmen Strahlen auf der Haut. Der Winter war hart gewesen hier oben und sie hatten Mühe genügend Vorräte über den Paß heraufzuschaffen, aber umso heftiger setzte jetzt der Sommer ein.

Von hier oben hatte man einen guten Blick auf das Hochland. Lidegast setzte sich auf einen der Moosbewachsenen Steine an der Klostermauer. Die schwindelerregende Höhe an der Kante des Vorsprungs setzte ihm doch etwas zu. Er schätzte, daß ein Sturz dort hinab, dreihundert Schritt senkrecht in die Tiefe, es mochten durchaus mehr sein, recht lange dauern würde, aber er hatte nicht vor die Richtigkeit seiner Vermutungen zu prüfen. Die Mauer des Bergfrieds reichte fast bis an den Abhang heran und ließ nur eine knapp drei Schritt breite Felsnase frei, die nur durch die kleine Tür im Bergfried zu betreten war, wenn man nicht Seile oder Steigeisen besaß, um sich an der Klostermauer herunterzulassen.

Früher einmal war dieser Vorsprung für irgendeinen geheimnisvollen Zweck benutzt worden, das verriet den mysteriösen Schriftzeichen, die jemand in die Felsen gemeißelt hatte, doch inzwischen hatte man völlig vergessen, daß es ihn überhaupt gab. Doreena, die Tochter der Köchin hatte ihn Lidegast gezeigt. Sie hatte ihm erzählt daß sie den Zugang unter der Treppe der Vorratskammer entdeckt hatte, als sie sich dort einmal versteckt hatte, und sie waren in den darauffolgenden Monaten oft hier gewesen.

Das war letztes Jahr gewesen. Lidegast seufzte und verdrängte die Erinnerungen. Hier war es so still und friedlich und selbst der heiße Passwind schien diesen Vorsprung auf seinem Weg ins Tal auszusparen. Unten auf dem fast viertausend Schritt entfernten Paß konnte man die Straße ausmachen, die sich zwischen den Bäumen über eine kleine Anhöhe schlängelte. Es handelte sich um die Straße, die von Ketarim in die Hochlandwälder führte.

Lidegast versuchte irgendeine Bewegung im Paß auszumachen. Dort unten schien irgendetwas vorzugehen, davon war er überzeugt. Doch so sehr er sich auch anstrengte, heute blieb alles ruhig.

Seit zwei Monden kam er jeden Tag her. Er hatte gestern eine Menge mit Steinen beladener Wagen gesehen und es kamen immer wieder Reiter in schweren Rüstungen vorbei, die in der Mittagssonne aufblitzten.

Das Geräusch von Metall auf Metall ließ Lidegast aufschrecken. Knapp fünf Schritt über ihm wurde eine Klappe aufgestoßen und ganz instinktiv drückte er sich enger an die kühle Klostermauer, um nicht entdeckt zu werden.

Aber die Gefahr bestand eigentlich nicht. Man hätte schon in den Fenstererker klettern und seinen Kopf weit durch den Lichtspalt stecken müssen, um einen Blick auf den Vorsprung werfen zu können.

Der Duft von Braten und Gemüse drang durch das geöffnete Fenster und begleitete dicke Dampfschwaden, die an der Mauer emporstiegen und sich schnell verflüchtigten. Lidegast warf noch einen Blick in das Tal und drückte sich durch den schmalen Türspalt in den Schatten der Vorratskammer. Morgen war auch noch ein Tag. Seine Gedanken kreisten jetzt nur noch um gefüllte Gänse.

Der nächste Tag sollte weit weniger ruhig verlaufen. Noch vor dem ersten Hahnenschrei wurde Lidegast durch ein Scheppern an der Pforte aus seinen Träumen gerissen. Irgendjemand schien dort mit penetranter Ehrgeizigkeit auf sich aufmerksam machen zu wollen und riß wie verrückt am Glockenseil, daß an der Pforte angebracht war.

Nicht lang danach waren Stimmen zu vernehmen und Schritte von mehreren Personen, die über den Innenhof schlurften.

Müde wickelte sich der Junge aus seiner Decke und richtete sich im Stroh auf. Er schien nur kurz zu überlegen, ob er zu müde war, um ans Fenster zu gehen und auf den kleinen Schemel zu steigen, doch die Neugier schien diese Entscheidung schon für ihn getroffen zu haben.

Angestrengt kniff er die Augen zusammen und presste die Nase an das kalte Glas. Draußen war nur ein schmaler roter Streifen am Horizont zu sehen und durch die fast blinde Fensterscheibe fiel ein fahler Lichtschein. Der unangenehm frische Luftzug, der durch die Ritzen strich, ließ Lidegast frösteln und er wollte schon bedauern sein Bett verlassen zu haben, als er Stimmen hörte. Bruder Laurant schien auf dem Hof mit jemandem zu sprechen und da waren noch andere Personen, die er nicht kannte.

Lidegast stellte sich auf die Zehenspitzen und drückte sich noch dichter an die Scheibe, um etwas von der Szenerie zu erhaschen, die sich draußen bot, aber er konnte nur noch sehen, wie die Männer in der Eingangstür zum Haupthaus verschwanden.

Zwei Stunden später erschien Lidegast ausnahmsweise pünktlich bei der Morgenandacht, doch es schien diesmal niemandem der Älteren aufzufallen. Auch Bruder Lamar, der sonst immer mit einem Lächeln den Saal betrat, schien heute seltsam bedrückt und begrüßte die anderen Brüder nur mit einem kurzen Nicken. Aber auch nach der Andacht und bei der Morgenlektion war nichts von den geheimnisvollen Vorgängen zu erfahren, die sich hier offensichtlich abspielten.

Gegen Mittag kamen Händler aus dem Dorf ins Kloster. Lidegast befand sich gerade auf dem Weg ins Schreibzimmer, als er die Wagen aus einem der schmalen Fenster im Treppengang des Bergfrieds erspähte, die gerade die letzte Serpentine zum Kloster nahmen und auf die schmale Zufahrt einbogen, die auf den Klostervorplatz mündete.

Sofort machte der junge Klosterschüler kehrt und rannte die Treppe herunter. Er wollte auf jeden Fall dabei sein, wenn die Wagen durch das Tor einfuhren, nicht zuletzt weil er wissen wollte, ob diesmal wieder Brianna, die junge Wirtstochter aus dem Dorf, die Händler begleitete.

Seit Doreena sie verlassen hatte, hatte das Leben für Lidegast lange Zeit nicht mehr den gleichen Glanz gehabt, bis zu dem Tag, als Brianna das erste Mal mit auf den Wagen saß. Er kannte sie nur von damals, aus der Zeit vor seiner Aufnahme ins Kloster, als sie beide Kinder waren. Sie hatte bei seinem Vater in der Fleischerei oft Waren für den Gasthof geholt, aber damals hatte Lidegast ihr kaum Beachtung geschenkt. Doch nun war Brianna zu einer jungen Frau geworden und sie schien auch ihn nun mit anderen Augen zu sehen.

Immer wenn die Händler im Kloster waren, um Lebensmittel aus dem Dorf gegen Wein und Schriftgut zu tauschen, nutzte sie die Gelegenheit und ließ sich auf dem Kutschbock den steilen Weg zum Kloster mitnehmen.

Den Nachmittag verbrachten die beiden dann meist unten im Weingut vor der Klostermauer oder auf der anderen Hangseite, von der aus man einen weiten Blick aufs Hochland hatte. Die geheime Felsnase hatte er ihr jedoch noch nicht gezeigt, und er wusste nicht, ob er es tun würde. Für den Moment zog er es vor, nicht darüber nachzudenken.

Die kühle Machairasseite des Gebirgskammes lag zur Mittagszeit völlig im Schatten und es war selbst jetzt noch sehr frisch. Lidegast hatte eine Wolljacke mitgenommen, die er Brianna um die Schultern legte, als er sah, daß sie zitterte.

„Es ist nicht die Kälte“ ihre Stimme klang bedrückt und sie drehte sich leicht zu Lidegast um. Vor ihnen erstreckte sich das von der Sonne beschienene Hochland jenseits des Passes, die Wälder mit ihren verschiedenen Grüntönen, die Bergseen, deren Blau in der Sonne glitzerte, die weiß strahlenden Felsen, die die Sommersonne reflektierten und sie blendeten und die in einem tiefen violett blühenden Krautwiesen.

Er wusste an was sie dachte. Der friedliche Anblick täuschte. Lidegast sah seine Begleiterin nachdenklich an, „Hast Du mal einen von ihnen gesehen?“

„Nein, noch nie.“ Ihre Worte kamen langsam aber sehr fest über ihre Lippen und sie sah ihn direkt an, „Du etwa?“

Er hatte Bilder gesehen und er hatte von den Geschichten gehört, die man sich erzählte, aber er schwieg und blickte verlegen zur Seite. Er wollte sie nicht ängstigen. Briannas Blick glitt wieder über den Horizont, „Ich kann es mir fast gar nicht vorstellen, daß die Geschichten wahr sind. Es sieht so friedlich aus.“

Mehrere Minuten saßen sie schweigend nebeneinander im Gras.

Lidegast genoß die Momente, die er allein mit Brianna verbringen durfte, doch jetzt empfand er die Stille als bedrückend.

„Man sagt, die Wächter können nicht sterben. Glaubst Du daran?“

sie schaute ihn erstaunt an, seine Worte hatten sie offensichtlich erschreckt.

„Bezweifelst Du das?“ In ihrer Stimme schwang Kummer mit, als sie Lidegast die Worte entgegenschleuderte. Tränen standen in ihren Augen.

Das hatte er nicht gewollt und er wünschte sich es nicht ausgesprochen zu haben, aber ihre Reaktion zeigte ihm, daß sie sich auch nicht ganz sicher war. Er hätte sie

jetzt gerne ganz fest in den Arm genommen, aber wusste nicht, ob sie das jetzt zulassen würde, deshalb ließ er es und starrte auf den Boden.

Sie sah ihn an und sprach ganz leise, fast als wenn sie ihn jetzt trösten wollte: „Sie kehren in den Stein zurück, aus dem sie geboren sind, sagt man.“

Vorsichtig legte sie ihre Hand auf seine, als ob sie seine Unsicherheit spürte. „Nur ihre Körper sind tot. Bitte glaub daran. Die Wächter werden auch uns beschützen, ich habe es gesehn.“

Lidegast hatte alle Schriftrollen darüber studiert, das gehörte zu seiner Ausbildung und er dachte viel mehr als Brianna darüber zu wissen, doch bei ihren Worten fuhr er ungläubig herum.

„Was hast Du gesehn?“

Brianna lächelte ihn an, es schien ihr zu gefallen, daß der junge Klosterschüler nicht alles wusste.

„Ich war dort, ich war in Tareth-Hall letzten Sommer und ich habe mit meiner Großmutter gesprochen.“

Lidegast spürte die Kälte des Felsens durch das feuchte Gras aufsteigen, auf dem er saß. Briannas Großmutter war schon vor Jahren gestorben, lange, bevor er ins Kloster gekommen war.

Er spürte, daß sich in der nächsten Zeit vieles in seinem Leben ändern würde.

Kapitel 2 Im Schatten des Dheavara

Es war still geworden am Waldrand. Der Hain, in dem sonst immer das wilde Keifen der Vögel zu hören war, lag direkt an der Straße, über die jetzt zahlreiche Wagen ratterten. Naht beobachtete aus der Deckung, wie die Leute an ihm vorbeizogen, Dörfler aus der Umgebung, Arbeiter, Steinmetze, Baumeister und Viehtreiber mit ihren langen Bullenpeitschen, die neben den schwer beladenen Karren herliefen. Sie waren alle auf dem Weg in die Schlucht, das war ihm bekannt, dennoch zogen sie nicht gemeinsam. Er wartete, bis der letzte Wagen der Karawane hinter der Wegbiegung verschwunden war, dann machte er sich leichtfüßig auf, um der Kohorte Meldung zu erstatten.

Sie lagerten tiefer im Wald, und sie nahmen nicht die Straße, um zum Paß zu gelangen.

Nicht weit von hier hatten sie das Dorf der Ketarim passiert, doch sie mieden jede Ansiedlung der Menschen, auch wenn die Ketarim zu den auserwählten Völkern gehörten. Hier, weit außerhalb von Sil-Barain, in den Gefilden der lauten Völker, wie sie die Menschen auch nannten, waren sie nicht sicher. Dennoch war es notwendig herzukommen. Der Stock hatte es so entschieden.

Sie waren seit zehn Monden unterwegs, waren zuerst gen Ophis an die Grenze des bewohnten Landes gezogen und hatten das Meer gesehen. Sie hatten die kleinen Völker gesehen, die den Dwar Dzun dienten und hatten dann die Furt über den heiligen Fluß genommen, um nach Ketarim zu ziehen, immer auf der Suche nach Spuren der Aggressoren.

Die Teufel waren in ihr Land eingefallen und hatten Jagd auf sie gemacht und sie gehörten nicht zum Stamm der Ketarim oder sonst zu einem der menschlichen Stämme. Es war ihre Aufgabe, die Aufgabe der Wächter, diese Übergriffe zu verhindern und die hier lebenden Völker zu beschützen.

Ihre Brüder hatten diese Aufgabe gut erfüllt. Sie hatten sich den angreifenden Kassar kampflos in den Weg gestellt und wurden gnadenlos niedergemetzelt, doch sie erreichten damit, daß nicht ihre Zöglinge den Barbaren zum Opfer fielen. Die

Erschütterung war bis nach Cal-Petek-Tin zu spüren. Eine gewaltige Welle des Schmerzes, die sich durch den felsigen Untergrund fortpflanzte. Sie fühlten alle diese Zerrissenheit ihres Volkes und dieses Gefühl würde nicht enden, bis alle von ihnen wiedergeboren sein würden. Naht erinnerte sich an Alumeddon und an das Gefühl, das er damals gehabt hatte und er sehnte sich in die Geborgenheit seines Stockes zurück.

Fast fünf Meilen weiter in Richtung Thysias erspürte ein junges Paar, das das sonnenbeschienene Hochland betrachtete, die Gedanken des jungen Wächters, ohne auch nur den Ursprung dieser Gedanken zu errahnen.

Das Leben im Dorf ging seinen gewohnten Gang, auch wenn man die Anspannung bemerken konnte, die in der Luft lag. Die Hitze lag drückend über dem Dorfplatz und das rhythmische Klirren des Schmiedehammers, das Klappern der Wagen und das Schnattern der Gänse hätte der Szenerie den idyllischen Anschein von Geschäftigkeit verleihen können, wenn da nicht die sorgenvollen Blicke gewesen wären, die die Dorfbewohner hin und wieder miteinander tauschten.

Sie hatten alle von den Kämpfen gehört, die auf der anderen Seite des Passes toben sollten. Vor zwei Monden waren sogar Reiter der Barbarenstämme aus dem Machairas bis hierher vorgedrungen und hatten den Karder-Hof niedergebrannt. Gerade noch rechtzeitig konnte der Bote das erste Reiteregiment alarmieren, das hier in der Nähe stationiert war. Offenbar hatten die Invasoren nicht mit so großem Widerstand gerechnet, denn seit letztem Mond war wieder alles ruhig gewesen. Vor zwei Tagen dann war der Troß hier durchgezogen. Sie hatten Arbeiter gesucht, rekrutierten junge Leute aus dem Dorf als Träger und gelernte Handwerker waren besonders willkommen.

Rufus war jetzt seit dreißig Jahren der Schmied des Dorfes gewesen. Seine Erfahrung war von unschätzbarem Wert, hatten sie gesagt. Erst hatte er abgelehnt, weil er sich zu alt für die Reise gefühlt hatte. Aber schließlich konnten sie ihn doch überreden. Bis zu seiner Rückkehr sollte sein Sohn die Schmiede führen, hatte er bestimmt, doch irgendwie glaubte hier niemand daran, den alten Mann jemals wieder zu sehen.

Sie hätten jetzt einen der Ketarimain hier gebraucht, jemanden der sich auskannte, ihnen sagen konnte wie sie über die Runden kommen sollen. Die Felder sollten bestellt sein und bis zur Ernte war noch etwas Zeit, doch die Ungewissheit nagte an den Bewohnern des kleinen Dorfes.

Irgendwie unheimlich konnten sie schon sein, so wie sie sprachen, sich benahmen. Irgendetwas hatte sie verändert, irgendetwas im Inneren der heiligen Hallen. Doch das war seit Generationen so, seit die Wächter sie, die Ketarim auserwählt hatten, sie zu beschützen.

Aber es würde noch dauern, bis die Ketarimain hier sein könnten. Man berichtete, daß sie weit im Oklis zu tun hätten, in den Sumpflanden. Aber sie würden sicher kommen, später.

Als die Marktwagen den schmalen Weg vom Kloster herunter kamen und auf dem Dorfplatz anhielten, wurden sie schnell von den Dörflern umringt. Es waren diesmal nicht die Waren, die sie hatten eintauschen können, sondern Neuigkeiten, die sich die Bewohner des Dorfes von den Händlern erhofften.

„Hey, Du da, schnapp Dir drei Mann und haltet das Seil hier straff!“ die Stimme des breitschultrigen Baumeisters, dessen kahlgeschorener gebräunter Schädel in der Mittagssonne glänzte, dröhnte über den Platz, „Wer hat denn den Balken hier aufgestellt, holt mir den Kerl her!“ Prüfend schlug er mit der flachen Hand gegen einen der Balken und wandte sich mit einem Nicken dem Schreiber zu: „der hintere muß neu ausgerichtet werden, der hier kann so bleiben.“

Auf dem Plateau herrschte reges Treiben. Arbeiter liefen kreuz und quer und schoben schwer beladene Karren mit Steinen und Balken zu den Rampen, während andere die großen Wagen entluden, die in der Mitte des Platzes einen Kreis gebildet hatten. Überall auf dem Platz standen schwerbewaffnete Wachposten. An drei Ecken hatten Arbeiter Aussichtstürme aus Holz errichtet, die sich fast vierzig Fuß über das Gelände erhoben und von denen man einen Überblick über den gesamten Bauplatz und die umliegende Landschaft hatte. Ein unbeteiligter Beobachter hätte die Ansiedlung für ein Straflager halten können, wie es sie früher einmal gegeben hatte, vor der Zeit der Erleuchtung, doch ihm wäre sicher aufgefallen, daß die Arbeiter gut gekleidet waren und gesund aussahen. Ihm wäre aufgefallen, daß die Aufseher keine Peitschen trugen und daß das Haupttor offen stand, durch das die Arbeiter von Zeit zu Zeit das Lager verließen, um sich auszuruhen, sodaß der Schluß nahe lag, daß die große militärische Präsenz wohl eher dem Schutz der Arbeiter dienen sollte. Von Phialae bis Peristera erstreckte sich ein fast 20 Fuß hoher Erdwall, auf den einige Rampen führten. Dahinter erstreckte sich eine in tiefem violett erblühende Heidelandschaft, durch die sich ein stark abfallender Weg in Richtung Machairas schlängelte, der in einigen Meilen Entfernung weiter im Tal im angrenzenden Wald verschwand. Auf der anderen Seite der Befestigungsanlage befanden sich zahlreiche Holzgerüste, auf denen Leute an Winden und Flaschenzügen arbeiteten und rund um den abgesperrten Bauplatz erstreckten sich zahlreiche Zelte und kleinere Holzhütten.

Oben auf dem Wall hatten Arbeiter Palisaden mit einer Art Wehrgang errichtet, auf dem Späher auf und ab patrouillierten. Ungefähr in der Mitte, an der Kopfseite des Platzes gab es eine Treppe, die auf den Wehrgang führte. Dort erhob sich ein aus groben Steinen gemauerter Turm ungefähr sechzig Fuß aus dem Wall, an das sich zwei weitere kleinere Steingebäude anschlossen. Durch ein befestigtes Tor, das mit einer schweren Eisentür verschlossen war, konnte man auf die andere Seite des Walles gelangen.

Der Mann, der seinen Blick von den Zinnen des Turmes über das Geschehen schweifen ließ, war in einen blau-schwarzen Umhang gekleidet und trug einen kurz gestutzten Bart. Seine Gesichtszüge waren hart und ausdruckslos. Man konnte ihm die Anstrengungen der vergangenen Monde nicht ansehen, die ihn kaum zu Schlaf hatten kommen lassen. Madur sah es als sein Pflicht an, diese Stellung auszubauen. Ein leises Geräusch ließ ihn herumfahren.

Der schwarz gekleidete Schreiber, der sich durch den Aufgang schob, blickte demütig zu Boden.

„Sie haben nach mir gerufen, Sire.“

Madur nickte dem etwas zerknittert wirkenden Mann zu und drehte sich wieder um. Der Wind frischte gegen Abend immer leicht auf und der Statthalter versuchte die Müdigkeit abzuschütteln, die ihn plötzlich befallen hatte.

„Berichten Sie!“ sagte er mit knappen Worten, ohne ihn erneut eines Blickes zu würdigen.

Der Schreiber kramte in seinen Notizen.

Unten brüllte jemand auf, der mit dem Bein unter einen der Lastenheber gekommen war.

„Wir haben zwölf neue Schreiner und die Schichten für die Baumeister konnten wir voll besetzen...“ er zögerte leicht, „Es konnten von den Sägereien jedoch nur zwanzig von den bestellten fünfzig Lastkarren Bauholz geliefert werden, das verzögert unseren Zeitplan um gut einen Mond.“

Madur drehte sich um und schien durch den Mann hindurchzusehen. Sein Blick glitt über die bewaldete Hügelkette und in der Entfernung sah er die schroffen Gebirgshänge, die im Peristera bis ins Vulkangebiet anstiegen.

„Wir werden damit auskommen müssen.“ Das Gesicht des Statthalters ließ keine Regung erkennen, „Quartieren Sie die Aufseher und die Bauleiter hier im Turm ein, wir werden uns den Gegebenheiten anpassen müssen.“

„Sire?“ der Schreiber schien nicht zu verstehen.

„Sie haben nur meine Befehle zu befolgen, tun sie es! Sofort!“ er drehte sich wieder um, um dem Geschehen auf dem Bauplatz zu folgen.

„Und schicken Sie Elroque hoch, er soll sich beeilen.“

„Sehr wohl, Sire“ mit einigen knappen Verbeugungen verschwand der Schreiber rückwärts in der Tür des Aufgangs.

Einige Minuten später zwängte sich ein breitschultriger Mann mit kahlem Schädel durch die schmale Tür und blieb auf der einen Seite der Plattform stehen.

„Sire?“

Madur lächelte und entspannte sich etwas. Elroque war einer seiner besten Männer, auf den er sich hundertprozentig verlassen konnte. Dann drehte er sich zu ihm um.

„Schön, daß Ihr so schnell kommen konntet, Elroque.“

Der Mann war verschwitzt seine Kleidung war blutverschmiert, doch er war offensichtlich unverletzt. Einen Moment lang ergriff keiner der beiden das Wort bis der Bauleiter die Frage im Blick seines Vorgesetzten erkannte. „Es ist der Zeitdruck, die Leute sind nicht genug an den Werkzeugen ausgebildet worden und ich kann nicht überall sein. Wir benötigen mehr Spezialisten, geschulte Leute. Wenn uns die Gerüste zusammenfallen, kostet uns das noch mehr Zeit.“

„Und die haben wir nicht“ ergänzte der Statthalter leise, „Wie geht es dem Mann?“ fügte er laut hinzu.

Das hatte der Bauleiter nicht erwartet. War es wirklich Mitgefühl, oder die Sorge eine Arbeitskraft verloren zu haben?

„Der Mann wird sein Bein behalten, denke ich.“

Er kannte Madur jetzt seit fünf Jahren, seit seiner Zeit in der Armee und doch gelang es ihm nicht ihn einzuschätzen.

Beide schwiegen eine Weile. Unten läutete eine Glocke zum Appell.

„Ich habe bereits weitere Spezialisten angefordert.“ Er winkte Elroque zu sich heran und deutete mit dem ausgestreckten Arm über die Ebene. „Was seht Ihr, mein Freund?“

Der Baumeister sah in die Ferne. Der Schweiß brannte in seinen Augen und er war erschöpft von den Anstrengungen des Tages.

Madur klopfte ihm auf die Schulter. „Der Zeitplan muß eingehalten werden, mein Freund. Nicht um meinet Willen und nicht um der Prämie Willen, sondern um der Menschen, um ihrer Freiheit und um ihres Lebens Willen.“ Er sah Elroque direkt an, der die Augen leicht zusammen kniff und auf die Ebene starrte.

„Diese Männer haben Familien, Elroque. Und deren Leben hängt allein von unserem Erfolg ab. Wer weiß was diese Teufel noch alles aushecken. Dies ist die Trutzburg, die unsere geliebte Heimat verteidigt, die Feste, die unserem Volk die Freiheit schenkt.“

Der Baumeister atmete tief ein.

„Elroque, wir haben zuwenig Bauholz. Daher werden die Bauleiter und Aufseher ab heute hier im Turm untergebracht werden. Sorgt bitte dafür, daß die Hütten bis

morgen geräumt sind und zerlegt sie. Das Holz ist gut und verschafft uns Zeit, bis unser zweites Sägewerk fertiggestellt ist.“

Elroque wandte sich ruckartig um, sein Körper schien sich zu straffen.

„Jawohl, Sire.“ Es imponierte ihm, daß Madur den Leuten einen Großteil seiner privaten Räume zur Verfügung stellte,

„Ich werde es noch heute in die Wege leiten.“

Mit diesen Worten verabschiedete er sich und verließ die Plattform. Er wusste daß sie bisher viel geschafft hatten, doch die schwersten Monde lagen noch vor ihnen.

Kapitel 4 Das Geheimnis von Sil-Barain

Der Mann, der sich erschöpft an den Stamm einer der riesigen Melamar-Ulmen lehnte, war am Ende seiner Kräfte. In diesem Gewirr von Rinnsalen, die sich verzweigten und wieder zusammenflossen, um dann irgendwann in einen der größeren Zuläufe des Tarethaguar zu münden, gab es keine Möglichkeit sich zu orientieren. Viele der Gewässer wiesen eine nur geringe Strömung auf, die sich auch noch mit der Tageszeit änderte, je nachdem in welchem der Gebiete mehr Regen gefallen war. Und Grent el Garth hatte sich hoffnungslos verirrt.

Er erinnerte sich dunkel daran, wie er das seichte Gewässer durchquert hatte und in das verkohlte Schiffswrack hinabgeklettert war. Auf Deck war nichts weiter zu sehen gewesen, doch im Innern des Schiffes war ihm der Geruch von verbranntem Fleisch entgegengeschlagen. Hier hatte ein Kampf stattgefunden. In einigen der verbrannten Körper erkannte er trotz der entsetzlichen Entstellungen Seeleute von der Sturmvogel wieder. Dieses Schiff war ein Grab.

Aber er lebte, jedenfalls im Moment noch. Und der Moment war zur Zeit das Einzige, was ihn wirklich interessierte. Kraftlos schlug er sich auf die Arme und ins Gesicht, was die Mücken aber nicht wirklich davon abhielt, sich von ihm zu ernähren. Hier auf der kleinen Anhöhe konnte er sich wenigstens kurz ausruhen. Vorsichtig schälte er seine wunden Füße aus den durchnässten Stiefeln. Die Anhöhe bestand aus einigen größeren Felsbrocken und maß ungefähr zehn Schritt Durchmesser. In einigen der Felsspalten hatten Bäume und Sträucher Wurzeln schlagen können, doch der größte Teil der Fläche war steinig und nur von einer dünnen Moosdecke überzogen. Die Felsen ragten fast drei Schritt aus dem morastigen Flusslauf auf, doch irgendwie hatte Grent es mit letzter Kraft geschafft daran hochzuklettern.

Hier oben war das Blätterdach etwas lichter und die Abendsonne malte bizarre Schatten in die von Mückenschwärmen, Käfern und seltsamen Sporen angefüllte Luft. Der Abenteurer kniff die Augen zusammen. Er hatte sich in den letzten zwei Wochen an die Dunkelheit des Urwalds gewöhnt und das helle Licht blendete ihn, aber er genoß die wärmenden Strahlen auf seiner Haut.

Mit letzter Kraft kramte er ein Tongefäß aus seinem Rucksack und stellte es neben sich auf. Dann sank er in einen traumlosen Schlaf.

Er musste einige Stunden geschlafen haben, als er von einem Geräusch geweckt wurde, denn inzwischen war die kleine Anhöhe in eine undurchdringliche Finsternis gehüllt. Grent el Garth hatte sich zwar verirrt, doch er fühlte sich nicht verloren. Seine gut trainierten Reflexe weckten ihn bei den geringsten Anzeichen von Gefahr. Es hatte schon mehr als einmal lebensbedrohliche Situationen gegeben, aus denen er sich hatte befreien können und es war ihm schon jetzt gelungen, länger als jeder Reisende vor ihm in diesem Wald zu überleben.



Daß er den Weg verloren hatte, war zweitrangig, solange er genug Essbares fand und solange er gesund blieb. Er hatte darauf geachtet, jeden Tag das Regenwasser aufzufangen, von dem es zur Mittagszeit reichlich gab, sodaß er nicht darauf angewiesen war, das Flußwasser zu trinken.

Reglos verharrte er einige Sekunden und lauschte. Das Geräusch war noch mindestens fünfzig Schritt entfernt. Vorsichtig richtete er sich auf, versuchte die Stimmen des Urwaldes zu deuten und spähte in die Dunkelheit.

In einiger Entfernung bewegten sich bedrohlich leuchtende Augenpaare durch die Niederungen des Palakanth. Es bereitete ihm einiges Unbehagen, daß er die fremdartigen Laute nicht genau identifizieren konnte, doch sie schienen keine direkte Bedrohung darzustellen. Der Fels, der hoch aus der Flusslandschaft aufragte, stellte eine natürliche Festung gegen die meisten der großen Raubtiere des Urwaldes dar. Deshalb entschied er nach einiger Zeit seine wenigen Habseligkeiten zu sortieren, die ihm nach seinem Sturz noch geblieben waren. Aus seinem Rucksack strömte ein angenehmer Geruch, der ihn sehr eindringlich an sein Hungergefühl erinnerte.

Ein paar der Früchte, die hier überall wuchsen, ähnelten einer Sorte, die er bei den Eingeborenen an der Küste kennen gelernt hatte und die sehr schmackhaft waren. Und offenbar linderten sie das Hämmern in seinem Kopf, soviel hatte er schon herausgefunden. Und sie schienen noch eine andere Wirkung zu haben. Genussvoll ließ er das Fruchtfleisch auf der Zunge zergehen. Fast ohne Verzögerung setzte das

Wohlgefühl ein. Die Schatten der Nacht verloren ihren Schrecken und endlich konnte er sich entspannen.

Nur das Pochen in seinen Beinen hielt ihn davon ab, ganz in Gedanken zu versinken. Vermutlich hatte sich die Verletzung entzündet. Er begutachtete seine Füße. Mit etwas Ruhe und den richtigen Kräutern würde es ihm möglich sein zu überleben. Diese Felsinsel bot einigen Schutz und schien ein guter Rastplatz zu sein, auch für den Fall, daß der Wasserstand weiter ansteigen sollte. Hier würde er sich einige Tage ausruhen können. Er würde Zeit haben, seine Kleidung notdürftig zu flicken und seine Verletzungen hätten Gelegenheit gut auszuheilen, bevor er weiter in Richtung Machairas in den Wald vordringen würde. Er verschwendete keinen Gedanken daran, seine Reise abzubrechen und zu versuchen, die Küste zu erreichen. Irgendwo hier musste die heilige Stadt der Gogh zu finden sein, die sagemumwobenen Heiligen Hallen. Er hatte alle Unterlagen genau studiert, er hatte sich alle Geschichten angehört, hatte die unterschiedlichsten Landkarten auf Hinweise untersucht. Der Gedanke an verschollene Schätze weckte neue Kräfte in ihm. Er war kein Mann, der sich von ein paar Widrigkeiten von einem Plan abbringen ließ.

Kapitel 5 Der Aufbruch

Und wieder senkte sich die Sonne über Ré-Leulun. Der Abendwind strich erfrischend um die Zinnen des Bergfrieds und über den noch vom Tage aufgeheizten Fels und nicht selten trieb die aus den Niederungen der tarethischen Tiefebene kommende Luftströmung schwere mit Feuchtigkeit beladenen Wolken gegen die ausgetrockneten Hänge. Mehrere Zisternen sammelten hier das kostbare Naß und dienten den Bewohnern als einzige Quelle für das lebenswichtige Element. Von dem Gebirgskamm, auf dem das Kloster vor einigen Jahrhunderten von Wanderpredigern erbaut worden war, hatte man einen direkten Blick auf den Paß, der das Hochland von Ketarim mit dem Dheavarenggebiet verband. Es existierte noch ein weiterer Paß jenseits des Dheavara im Peristera, doch das Gebiet gehörte zu den Heiligen Quellen des Tarethaguar und war für Reisende unzugänglich.

Auf dem Ophishang beendeten in diesem Augenblick einige der Mönche ihre Arbeit an den Weinstöcken und kehrten über einen schmalen Seitenweg zum Kloster zurück. Es war jetzt schon der dritte Tag, den Brianna innerhalb der kleinen Gemeinde verbrachte. Sie hatte den Orden zwar schon öfter besucht, nicht zuletzt wegen des jungen Novizen, mit dem sie sich sehr gut verstand, war jedoch bisher nie über Nacht hier geblieben.

Lidegast hatte sie wie gewohnt abends zu den Wagen bringen wollen, als die Händler sich nach der Abendandacht zum Aufbruch ins Tal bereitgemacht hatten, doch sie hatte ihm erklärt, daß bereits alles mit Bruder Lamar geregelt sei und sie einige Zeit im Kloster bleiben würde.

Mehr hatte sie ihm nicht erzählt und er hatte an dem Abend auch nicht weiter nachgefragt. Er hatte annehmen müssen, daß sie es ihm erzählen würde, sobald sie dazu bereit war und es war nicht schicklich sie vorher dazu zu drängen. Es war ein merkwürdiges Gefühl für den jungen Novizen, zu wissen, daß sie hier war, daß sie sich innerhalb dieser Mauern aufhielt. Bisher waren sie immer zusammen gewesen, wenn sie ihn hier oben besucht hatte. Sie hatten sich in den Weinhängen aufgehalten oder waren am Machairashang spazieren gegangen. Daß sie hier war und die Zeit nicht mit ihm verbrachte, verursachte ein mulmiges Kribbeln in seinem Bauch. Natürlich hatte er Aufgaben, die er erledigen musste. Er hatte die

Andachtszeiten einzuhalten und er musste pünktlich bei den Lektionen erscheinen, aber es fiel ihm nicht leicht, nicht an sie zu denken. Die Gespräche mit Brianna waren für ihn immer etwas besonderes gewesen, aber er wurde sich erst jetzt langsam klar darüber, wie viel sie ihm eigentlich bedeutete.

Es war kalt auf dem Felsvorsprung. Lidegast zog die Wolldecke enger um sich herum und starrte auf die entfernten Lichter. Gegen den klaren Himmel zeichnete sich deutlich die Silhouette der Hochlandwälder ab, die sich weit im Machairas in einem unheimlichen Blau-Grau vor ihm erstreckten.

Die Stille wirkte auf den jungen Mann beruhigend und bedrohlich zugleich. Er fragte sich, was dort unten wohl in diesem Augenblick geschah. Hin und wieder sah man Lichter, die sich bewegten. Lidegast stellte sich endlose Trosse von Fackelträgern vor, die in einer geisterhaften Prozession durch die Nebelverhangenen Wälder zogen. Man hatte Gerüchte von Barbaren gehört, die dort lebten, aber es drangen nicht oft Neuigkeiten bis hier oben vor. Vor einigen Monden hatte es im Tal Überfälle gegeben und die Leute im Dorf hatten von vielen Verletzten und Gräueltaten berichtet, doch das Kloster bot nicht zuletzt aufgrund seiner Lage einigen Schutz. Und es soll Verhandlungen gegeben haben, sogar einen Waffenstillstand, doch dann, so wurde berichtet, hätten die Fremden ohne Warnung angegriffen. Eine ganze Kohorte sei ausgelöscht worden, einfach so. Er konnte es immer noch nicht fassen. Warum hatten sie das getan?

Der junge Novize streckte die Beine, langsam machte sich doch die Kälte bemerkbar, die in seine Kleidung kroch und er spürte die aufsteigende Müdigkeit. Der Morgen würde sicher alles in einem anderen, hoffnungsvolleren Licht erscheinen lassen.

Der nächste Tag unterschied sich nicht sonderlich von den vorhergehenden, bis auf die Tatsache, daß Bruder Lamar nach der Morgenandacht bekannt gab in den nächsten Tagen mit Brianna ins Tal aufbrechen zu müssen. Er gab einige Anweisungen, was in seiner Abwesenheit zu tun war und wie in bestimmten Fällen zu verfahren sei, doch Lidegast wartete nicht auf das Ende der Ansprache und verließ die Halle. Irgendetwas ging hier vor und er wollte es jetzt von Brianna erfahren.

Er fand sie schließlich draußen, an der Stelle, wo sie vor einigen Tagen im Schatten der Bäume gesessen hatten. Sie schien ihn gar nicht wahrzunehmen und ihr Blick war seltsam entrückt, dennoch lächelte sie ihn an, als er sich neben ihr im Gras niederließ.

„Ich wusste, daß Du herkommst, Lidegast.“ Ihre Stimme klang leise und irgendwie tiefer als sonst. Sanft legte sie ihre Hand auf seine. „Ich weiß, daß es Dinge gibt, die ich Dir gerne erklären möchte und andere, die ich Dir nicht erklären kann.“

Irgendetwas an ihrem Tonfall störte ihn und er überlegte kurz, ob er wirklich wissen wollte, was Brianna ihm zu erzählen hatte. In seinem Kopf kreisten die verschiedensten Gedanken und verwirrten ihn.

Briannas Blick glitt über die in tiefen Rottönen leuchtende Ebene und er versuchte ihr folgen, doch er spürte, daß ihre Gedanken an einem Ort waren, an den er ihr nicht folgen konnte.

Letzte Ruhe im Schoß der Erde

Er stand stumm vor den Reihen der Gräber. Sein wehendes, weißes Gewand wirkte golden im kalten Abendlicht, ebenso sein weißer Bart. Wieder waren die blutgierigen Nachbarn über die Grenze gekommen, wieder war das Land verteidigt, wieder wurden gute Menschen zu früh in die Erde gebettet. Dena nimmt sie auf in ihren Schoß. Blutbäume wurden auf die Gräber gepflanzt und er goss jeden mit dem heiligen Quellwasser der Denaiden. Anschließend segnete er die lange Reihe der Überlebenden sowie Bewohner der umliegenden Gebiete, die der Zeremonie beiwohnten, mit Erde und Quellwasser. Es war erst der Anfang; er wusste nur zu gut, dass die Skarr weitere Truppen an die Grenze heranzführten. Kaum war Cyrianor wieder erwacht, stand Selerion am Rande eines Krieges.

Die Erde bebt

Tannes war eigentlich mit seinem Leben recht zufrieden. Er zog mit dem Gros des Heeres durch die Gegend und seine Schar hatte eine ruhige Position auf dem rechten Flügel. Der Widerstand der lokalen Bevölkerung war gering, aber trotzdem unterhaltsam. Oder gerade wegen ihrer pathetischen Bemühungen unterhaltsam. Und wenn sie sich wirklich nicht wehren wollten, dann machten sich Tannes und seine Kameraden die Unterhaltung eben selbst. Sie hatten schließlich scharfe Messer, starke Zugtiere, Bündel von Feuerholz und eine gute Anzahl kreativer Leute dabei. Und nach einem guten Abend fröhlicher Spiele mit den einheimischen Männern, konnte man sich bequem bei ihren Frauen ausruhen. Ja, von diesem Standpunkt aus betrachtet war das Leben wirklich gut. Doch es gab Dinge, die behagten Tannes nun ganz und gar nicht. Seine Füße waren ständig kalt; das kam von diesem verdammten Gebirge, in dessen Schatten sie nun schon lange umherzogen. Selbst die Lagerfeuer, die sie des Nachts an den Hütten der Einheimischen entzündeten, konnten seine Zehen nicht mehr wärmen. Kasdar hatten die Feldscher schon drei Zehen und einen Finger abgehackt, weil sie sich leider schwarz verfärbt hatten (die Zehen, der Finger war jedoch ein Versehen gewesen). Und der ständige Wind, der durch den Pass pffiff, machte die Kälte auch nicht leichter zu ertragen. Es war ein unheimlicher Wind. Unnatürlich. Man konnte sich in ihn lehnen, schief über dem Erdboden hängen, und trotzdem nicht umfallen, so stark war er. Doch wenn man sich umdrehte, mit dem Rücken zu ihm stand, dann spürte man ihn nicht mehr. Es war fast, als ob der Wind die Männer aufhalten wollte; sie in ihre Heimat zurückschicken wollte.

Und das Marschieren, immer bergauf. Gegen den schneidenden Wind. Auch das gefiel Tannes nicht an seinem Soldatenleben. Die Ledersohlen seiner Treter waren schon fast durchgescheuert. Sie kletterten nahezu unaufhörlich über Geröllfelder. Viele Zugtiere hatten schon notgeschlachtet werden müssen, weil sie sich ihre Beine brachen auf den losen Kieselbetten. Reiten konnte man vergessen. Das Land war brach und fast könnte man meinen, daß nur Steine wüchsen. Und merkwürdige Steine. Gelb und hochaufragend. Und wenn sich der Wind an ihnen rieb, vermeinte man, Laute wahrzunehmen. Klagende Laute. Seufzen. Stöhnen. Manchmal fuhr es den Männern kalt den Rücken runter, wenn der Wind wieder die Laute herbeitrug.

Warum sie hier in diesem fremden Land waren, daß wußte nur der Tyrann. Er hatte bestimmt seine Gründe, warum er seine treuen Soldaten in diese gottverlassene, bejammernswerte Gegend schickte, nur damit sie erfroren, oder von Lawinen begraben würden. Überhaupt. Lawinen. Kaum ein Tag verging, daß nicht eine abging und Kameraden mit in den Abgrund riß. Ihre Schreie hallten unnatürlich lange nach; kein Echo hielt so lange an. Ja, sogar in der Nacht hörten die Männer ihre Kameraden um Hilfe rufen. Nein. Zwischen der Kälte, dem Wind, den klagenden Steinen, den steilen Geröllhalden und den ewigen Steinschlägen gab es Nichts, was Tannes glücklich machte. Nein, er war

überhaupt nicht zufrieden mit seinem Leben. Wie hatte er dies jemals denken können?

Tannes blickte von seinem Aussichtsposten zurück auf das Lager. Natürlich hatte es ihn wieder getroffen, die Hundswache zu halten. Er hatte zuviel getrunken, und dann eine Pechsträhne im Würfeln erwischt, und so saß er nun hier, unbequem zwischen zwei Findlingen sich vor dem Wind versteckend und beneidete seine Kameraden, die in ihren Zelten wenigstens vor dem Wind geschützt waren. So ein Blödsinn, Nachtwache halten. Die Einheimischen wußten ja nicht einmal, wie Waffen aussahen. Wie sollten die denn dann überhaupt an einen Angriff denken. Der Kommandant war vollkommen übergeschnappt, beschloß Tannes. Hier gab es Nichts, Nichts, Nichts, was ihnen gefährlich werden konnte. Mal abgesehen von fallenden Steinen, in den Wahnsinn treibenden Geräuschen und die Glieder abfrierender Kälte.

Tannes blies wieder auf seine eiskalten Finger. Aber das ist ja auch genug, dachte er. Das, und das Beben. Das Beben? Tannes fuhr erschreckt in die Höhe. Das Beben! Die Erde bebte. Ganz sacht nur, doch merklich. Schon wieder eine Lawine? Tannes schaute sich hektisch um, er mußte den Ursprung der Lawine finden, er wollte nicht im Tal enden, mit zerquetschten Knochen. Das Beben wurde stärker, mit jedem Herzschlag war es deutlicher zu spüren, es war fast so, als ob es sich langsam, aber stetig dem Heerlager näherte. Stakkattohaft, wie der das Schlagen der Trommler beim Appell, bebte die Erde nun. Steine lösten sich und kollerten den Abhang herunter. Der Findling, hinter dem sich Tannes verkrochen hatte, begann sich zu bewegen. Ein weiterer Schlag ließ die Erde erzittern und der Findling gab seine Ruhe auf und rollte hinunter ins Tal, sich überschlagend, springend, und mit genügend Wucht, um die Zelte der Soldaten platt zu walzen. Dann Ruhe.

Für einen Herzschlag hörte das Beben auf. Für zwei Herzschläge. Tannes blickte auf das Lager. Hatte jemand etwas bemerkt? Waren sie nun wach? Drei. Ein Erdbeben, weiter nichts. Nicht verwunderlich in den Bergen. Das hatten sie schon vorher erlebt. Vier. Das war alles. Und morgen früh würden sie alle drüber lachen. Fünf. Tiefes Ausatmen. Da war der Kelch, oder besser: der Stein, nochmal an Tannes vorbeigesprungen. Den Sold hatte er sich redlich verdient. Sechs. Bald war Sonnenaufgang und seine Wache beendet. Zum Glück. Sieben. Und im nächsten Moment brach das Grauen über das Heerlager herein. Die Erde bebte wieder, stärker als zuvor. So stark bebte sie, daß Tannes den Halt verlor und zu Boden stürzte. Zelte brachen zusammen. Dann brach die Erde auf. Steinfontänen schossen aus dem Erdreich in den Himmel, schleuderten Menschen, Tiere, Gegenstände meterhoch in die Luft. Ein Steinregen prasselte auf das Lager herab und fiel auf die Soldaten, die sich erschreckt aus ihren zusammengefallenen Zelten zu befreien versuchten. Feuer brachen aus.

Und dann kamen die Wesen. Aus Löchern in der Erde kamen sie geschwärmt, ameisengleich. Und wie riesige Ameisen sahen sie aus, schwarze Leiber mit sechs Beinen. Behende glitten sie über das Geröll, als wäre es eine grasige Ebene. Das Klicken ihrer Beißwerkzeuge war sogar bis auf den Hang hinauf zu hören, wo sich Tannes langsam wieder aufrappelte. Entsetzt sah er, wie die

Monster über seine Kameraden herfielen und sie mit ihren Beißzangen zerfleischten. Eine kleine Gruppe seiner Kameraden hatte es mittlerweile geschafft, sich hinter einem improvisierten Wall aus Steinen und Schildern zu verbarrikadieren, doch die Monster kümmerte das wenig. Anstatt über den Wall zu stürmen, spien sie nun Speichel auf die Soldaten. Rauch stieg auf, wo der Speichel auf Rüstungen traf und sich tief hinein ätzte. Schmerzensschreie gellten, wo der Speichel auf ungeschützte Haut traf und sich bis auf die Knochen des erbarmenswerten Opfers hindurch fraß. Tannes konnte es nicht glauben. Seine Freunde! Dahingemetzelt von einer Horde gigantischer, hirnloser Insekten! Er zog sein Schwert.

Das Klicken war hinter ihm. In einer geschmeidigen Bewegung fuhr der Krieger herum und traf mit seinem Schwert auf harten Widerstand. Verblüfft blickte Tannes auf seine zerbrochene Waffe. Dann auf sein Gegenüber. Das Vieh war sogar größer als er selbst und besaß einen dreieckigen Kopf. Anstelle von Händen besaß es zwei schwertähnliche Auswüchse. Eine kleine Scharte zeugte vom Auftreffen seines Schwertes auf den Schädel des Monsters. Die Zangen im Maul der Kreatur öffneten und schlossen sich. Klick. Öffneten und schlossen sich. Klick. Öffneten und schlossen sich. Klick. Sah Tannes so etwas wie hämische Freude? Dann öffneten sich die Zangen ein letztes Mal. Grüner Schleim traf Tannes mitten ins Gesicht, verbrannte seine Haut, seine Augen. Vor Schmerzen gellend brach er in die Knie. Es war stockfinster. Das Klicken war nun direkt an seinem Ohr....

Klick.

Tübinger Myra-Treffen 2004

Hallo Freunde,

Wie jedes Jahr findet im September unser Myra-Treffen in Tübingen statt. Es beginnt offiziell am Freitag, den 10.9.04 um 18.00 Uhr und endet am Sonntag 12.9.04 nach der Mitgliederversammlung und dem gemeinsamen Aufräumen. Ort der Zusammenkunft ist aller Voraussicht nach das Schlatterhaus, Österbergstr. 2 in Tübingen (vom Bahnhof, Karlsstr., über den Neckar, durch die Mühlstr. und am McDonalds rechts den Berg hoch).

Wegen Übernachtungsmöglichkeiten kann ich euch leider nichts sagen, früher war es im Schlatterhaus auf mitgebrachten Luftmatratzen/Isomatten plus Schlafsack möglich, kann sich aber geändert haben. Wendet euch am Besten an Wolfgang (karcanon@myra.de), Josef (eiseles@web.de) oder Dirk (dirk.linke@epost.de), auch wegen anderer Rückfragen zum Treffen. Wobei ersterer gerade im Urlaub ist.

Das Programm ist im wesentlichen wie immer, denke ich:

- abends irgendwo futtern (DaPino in der Mühlstr. vermutlich)
- Intrigen spinnen
- Informationen austauschen
- Verträge aushandeln
- Desinformationen austauschen
- Brettspiele
- die Spielleiter aushorchen
- alte und neue Geschichten austauschen
- rumblödeln und lästern
- Orakelrunde

Dazu gibt es gerüchteweise ein oder zwei Rollenspielrunden auf Karcanon, im klassischen Stil, sprich wie jede heimische Runde mit Papier, Stift und Würfel.

Das freie Rollenspiel für alle, welches sich so langsam zur Tradition entwickelt, findet dieses Jahr auf Corigani statt, Arbeitstitel ist „Corigani-Im-Nebel“. Ziel ist es, Corigani auch in der unbespielten Zeit voranzubringen, insbesondere einen intersegmentalen Plot, für den sich wirklich alle interessieren dürften und sollten. Grundlage wird der Ramianische Orden sein, eine Vereinigung von Individuen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Wissen über die Zeit der Nebel zu retten. Wem das zu langweilig klingt, dem darf ich verraten, dass euch jede Menge Politik, Spannung, Intrigen, Heldentaten und Verrat erwarten... je nachdem wie gut ihr mitmacht. Kenntnisse über Corigani sind hilfreich, aber sicherlich keine Voraussetzung für die Teilnahme. Im Anbetracht der nötigen Vorbereitungen bitte ich möglichst um Voranmeldung (daehsquinn@aol.com). Meldet euch zahlreich, würde mich freuen.

Ich hoffe euch alle in Tübingen zu sehen

Thomas Willemsen

Einladung zur

Ordentlichen Mitgliedsversammlung des VFM e.V.
in Tübingen 12.09.2004

Alle Mitglieder des Vereins der Freunde Myras VFM e.V. sind hiermit eingeladen zur Ordentlichen Mitgliedsversammlung des VFM e.V., die dieses Jahr am Sonntag 12.09.2004 in Tübingen im Schlatterhaus, Österbergstrasse 2, im Rahmen des jährlichen Tübinger Myra-Treffens stattfinden wird. Der Beginn ist auf 10 Uhr angesetzt.

Vorläufige Tagesordnung:

0. Formalia

1. Jahresbericht des Schatzmeisters

2. Bericht der Kassenprüfer

3. Haushalt für das laufende Geschäftsjahr

4. Haushaltsentwurf für das folgende Geschäftsjahr

5. Bericht des Vorstandes

6. Entlastung des Vorstandes

7. Mitgliedsbeitrag

8. Wahl der Kassenprüfer für das folgende Jahr

9. Wahlen

10. Berichte der Segmente, der Regionalgruppen und Arbeitskreise

11. Schriftliche Einzelanträge (bis 14 Tage vor der OMV an den Vorstand zu richten)

12. Planung für Myra-Treffen im Jahr 2005

13. Varia

Schriftliche Anträge und Änderungswünsche zur Tagesordnung sind bis 14 Tage vorher per Post, Fax oder Email an den Vorstand (vorstand@myra.de) zu richten.

Stimmübertragungen nicht anwesender Mitglieder müssen schriftlich erfolgen und der Versammlungsleitung mit handschriftlicher Unterschrift zu Beginn der Versammlung vorgelegt werden.

Verschiebungen und Änderungen bezüglich Tagungsort und Tagesordnung werden baldmöglichst in den elektronischen Medien (<http://projektmyra.de> und <http://myraforum.de.vu>), in evtl. vorher noch erscheinenden Boten bekannt gegeben bzw. vor Ort ausgehängt.

Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Wolfgang G. Wettach – Vorsitzender des VFM e.V.